

Was bleibt, sind Bilder

«Der Argentinier» – in dieser kürzlich erschienenen Erzählung nähert sich der Autor Klaus Merz den Bildern, die ein Mensch seinen Hinterbliebenen überlässt.

Die dritte Autorenlesung an der camera.lit.obscura dieses Jahres wurde mit einer Einleitung der Mitinitiantin Clea Bitzer eröffnet: Sorgsamkeit und Respekt seien Leitmotive für Klaus Merz' Annäherung an seine Figuren. Der Autor bekräftigte dies in der folgenden Dreiviertelstunde mit einem Querschnitt durch seine Novelle. Die Zuhörer besetzten noch den letzten Stuhl und lauschten gespannt, wie Lena an einem Klassentreffen von ihrem Grossvater erzählt, dem «Argentinier», wie er nach seiner Rückkehr genannt wurde.

Keine Helden

«Der Argentinier» – das Fremde schwingt mit in diesem Namen und weckt Ehrfurcht bei den Leuten im Dorf. Doch Merz' Figuren sind keine Helden. Der Ausbruchversuch des jungen

Schweizers, sein Traum, als Gaucho durch die Pampa zu reiten, scheitert am Heuschnupfen. Und auch Lena, die den Klassenkameraden teilhaben lässt an der nur bruchstückhaft überlieferten Vergangenheit ihres Grossvaters, kann nicht die vielerorts anzutreffende allwissende Erzählerin sein, und Lenas Gesprächspartner, oder besser: ihr Zuhörer, der die fragmentartigen Episoden für den Leser Revue passieren lässt und so «wieder sehen» kann, bleibt sowieso im Dunkeln.

Allmählich beginnen wir Merz' Absicht zu verstehen: Das Erzählen und Erzählenlassen sind hier nicht lediglich Sprechakt, sondern Zeichen der Zuwendung, wenn nicht sogar der Liebe. Zu den Bildern und zu den Menschen.

Dichtung und Wahrheit

Merz liest langsam und ruhig, als lausche er dem Nachklang seiner Worte. Ein junger Schweizer lässt seine Liebste zurück, sie begleitet ihn in Form einer Fotografie. In seiner schlimmsten Nacht auf hoher See beisst er auf ihr Bild und erfährt dadurch Linderung. Später schreibt sie ihm, sie habe jeden einzelnen Biss von ihm gespürt – bis ins Herz. Und weiter: Schritt für Schritt sei er seiner Liebsten «zugewachsen», schreibt Merz über den heimkehrenden Argentinier, um gleich darauf das Bild der Fensterrose der Kathedrale in Lausanne heraufzubeschwören. Als sie wieder zueinander gefunden hatten, erkannten sie in ihr die Himmelsrichtungen, die Elemente und Sternzeichen, wie sie zum Glasmosaik vereint aufscheinen.

Es sind solche Fragmente, die durch Imaginieren zur Textform finden und die Merz' Erzählung so eindringlich werden lässt. Fragmente, die stets von einem Bild auszugehen scheinen und sich zur Biografie fügen.

Warum aber der Konjunktiv? Der Argentinier sei ein guter Tänzer gewesen und habe es in Buenos Aires bis zur Turnierreife gebracht, sagt man. Auf die Möglichkeitsform angesprochen, meinte der Autor, er halte es in diesem Fall mit der deutschen Schriftstellerin Christa Wolf: Schreiben sei auch für ihn «wahrheitsgetreues Erfinden». Der Applaus fiel lang und kräftig aus. (mmn)



Autor Klaus Merz. (mmn)